

Nr.  
211

Ein Wochenende Zeit für **Menschen**  
und das **System, in dem sie arbeiten**, und sieben  
Sachen, die nichts damit zu tun haben

# FR7

17. 10. 2020



# Am Werk

## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wir von FR7 erzählen Ihnen an dieser Stelle immer wieder, dass wir Sie gerne mitnehmen wollen in unbekannte Welten – mit Geschichten, Fotos, Beobachtungen. Doch selten können wir diesem Wunsch so unmittelbar nachkommen wie in dieser Ausgabe, und dafür müssen wir uns gar nicht auf einen fernen Kontinent begeben. Ganz wortwörtlich nimmt Sie unser Autor Jan Rübel mit in eine Parallelwelt – eine Parallelwelt des Wirtschaftens in Deutschland. Über Behindertenwerkstätten denken die meisten Menschen wenig nach, wenn sie nicht selbst in einer arbeiten oder Familienmitglieder oder Freunde haben, die dort Dinge herstellen. Und zwar häufig Dinge, die man nicht zwangsläufig mit ihnen verbindet. Menschen mit verschiedenen Handicaps stellen in Behindertenwerkstätten Designermöbel für Kinder her oder arbeiten am Bau von Pkw-Anhängern mit, sie fertigen Küchengeräte, nähen Kuscheltiere, mixen Gewürzmischungen für Supermärkte und nähen Kulturbeutel. Werden sie dafür angemessen bezahlt? Stehen ihnen genügend Arbeitnehmer:innen-Rechte zu? Darüber gibt es geteilte Ansichten, mit denen sich Jan Rübel über die Zeit von zwei Jahren beschäftigt hat. Er hat Menschen begleitet, hinter Kulissen geschaut und das System Behindertenwerkstatt von innen und außen kennengelernt.

Treten Sie mit uns in diese Welt ein!

IHRE FR7  
fr7@fr.de



Kulturbeutel, handgewebte Baumwolle.

### UNSER COVER

Seit zehn Jahren arbeitet Jürgen Heider in einer Behindertenwerkstatt. Doch er sehnt sich nach einem Job auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Porträtiert hat ihn die Fotografin Britt Schilling.

# In nächster Nähe, so fern

Werkstätten für Menschen mit Behinderung bilden einen unsichtbaren Massenmarkt. In Deutschland arbeiten dort 300 000 Frauen und Männer. Jan Rübel hat sich in einem System umgesehen, das kaum jemand kennt

**I**m Westen, wo die Häuserzeilen Freiburgs im Breisgau enden und der Schwarzwald beginnt, steht eine Wagenburg. 19 weiße Kleintransporter fahren vor einem einstöckigen Zweckbau auf, parken rückwärts ein und richten eng aneinandergereiht ihre Scheinwerfer nach außen wie Bullaugen eines einzigen Kreuzfahrtschiffs. Da muss man erst mal durch.

Von hinten schauen Jürgen Heider und Peter Kaiser aus dem Bau auf die weiße Autowand und treten hinaus. Es ist einer dieser Tage, sagt Jürgen Heider. Grau fällt der Himmel herab, er bedeckt an diesem Spätnachmittag im Sturzflug Weinstöcke und Apfelbäume am Ausläufer des Mittelgebirges. Wagentüren öffnen sich geräuschlos. Schließen mit einem schmatzenden Klick. Doch Heider und Kaiser schlängeln sich an den Vans vorbei, die sind für ihre Arbeitskollegen, beide gehen allein heim. Einer dieser Tage. An dessen Ende sich Heider fragt, was er eigentlich gemacht hat.

Schichtende. Briefmarken habe er geklebt, sagt Heider. Acht Stunden lang, abzüglich der Mittagspause. Was man halt macht, in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung, hier in einem Industriepark am Rande der Stadt.

Kaiser, muskulös und kräftig, klopft dem schwächeren Heider sanft auf die Schulter. „Trinken wir was im Café.“ Die Kleintransporter heulen im ersten Gang auf, reißen Lücken ins Kreuzfahrtschiff, sie bringen die „Beschäftigten“, wie es im Werkstattjargon heißt, nach Hause; oft zu Einrichtungen, wo Menschen mit Behinderungen wohnen. Die weißen Wagen, von denen viele den Aufdruck „Airport“ tragen, fahren nun von einer Sonderwelt zur anderen. Menschen ohne Behinderung sieht man in beiden nur als Betreuerinnen, Hausmeister oder Köchinnen. Ansonsten ist man unter sich.

Heider bestellt einen knallgelben Kräutertee, draußen möchte das Grau in Schwarz übergehen. Neulich habe er



ANDI WEILAND / GESELLSCHAFTSBILDER.DE

„Denk daran, was du alles schon geschafft hast“: Duygu Özen.

zehntes Jubiläum in der Werkstatt gehabt, sagt er. Gefreut habe er sich nicht. Und frage sich oft: „Was hab ich falsch gemacht?“ Kaiser nimmt den Löffel aus seinem Cappuccino. „Wie, bei uns? Was ist los?“ Heider, 31, will aus der Werkstatt raus, und Kaiser, neun Jahre älter, sagt: „Ich bin verdammt froh, dass ich in der Werkstatt sein kann.“

Der Komplex der Werkstätten in Deutschland umfasst knapp 300 000 Beschäftigte, sie arbeiten dort für ein Durchschnittsentgelt von 214 Euro im Monat. Der Gesetzgeber formuliert einen klaren Auftrag: Die Werkstätten sollen fit machen für den allgemeinen Arbeitsmarkt, auf berufliche Reha ausgerichtet sein; die Anzahl derjenigen, die den Übergang von den Werkstätten in den allgemeinen Arbeitsmarkt schaffen, liegt aber bei einem Prozent; dem Bundesarbeitsministerium liegen nicht einmal Zahlen vor. Unter den behinderten Menschen kursiert der Spruch: In eine Werkstatt kommst du schnell rein und kaum wieder raus. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit liegt mehr als ein breiter Spalt.

Heider und Kaiser tragen beide eckige Brillen und schauen auf Bildungs- und Berufswege zurück, die kannten einige Klippen. Bei Heiders Geburt stellten sich Sauerstoffprobleme ein, die zu einer Spastik führten. Die Ärzte prognostizierten seiner Mutter, dass er ein dauerhafter Pflegefall werde. Doch es kam anders. Heider läuft allein und spricht, nur langsamer als andere. Er ist Sportkletterer, spielt Theater und schreibt Gedichte. „In der Sonderschule sagten sie uns, Lesen und Schreiben bräuchten wir nicht lernen, das hab' ich mir alles selbst beigebracht“, sagt er und hält den Teebecher mit beiden Händen fest. Als es dann darum ging, was nach der Schule kommt und die Agentur für Arbeit ihn einer Untersuchung unterzog, war er nervös gewesen, das Ergebnis attestierte ihm, angeblich „täglich weniger als drei Stunden leistungsfähig für wirtschaftlich verwertbare Arbeit“ zu sein. Aber für Briefmarken reicht es. Seitdem sucht Heider „eine Arbeit draußen, aber wenn man einmal den Stempel hat ...“

**K**aaiser dagegen kennt den allgemeinen Arbeitsmarkt. Er tat ihm nicht gut. Mit zehn Jahren hatte ihn ein Auto überfahren, er hatte Grün, der abbiegende Fahrer ihn übersehen, am ersten Ferientag mit dem Fahrrad auf dem Weg zum Freibad. Der Junge flog durch die Windschutzscheibe, erlitt Hirnblutungen, mehrere Operationen retteten sein Leben; vorher in der Schule einer der Besten, musste er danach alles von vorne lernen. Jahre später wurde Kaiser Gärtner, aber die Narben im Kopf sorgen für Anfälle, es sind um die 200, jeden Tag, die er bewusst erlebt, „dann dreht sich der Kopf nach rechts und der Körper auch, das macht Angst“. Manchmal weine er dann, „im Kopf bin ich fit, aber von den Augen her gerät es durcheinander, bin durch den Wind“. Neurologen staunen über diesen Zustand. Kaiser braucht Auszeiten am Tag, der Zeitdruck im Gärtnerjob setzte ihm zu, Stress verstärkte die Anfälle. Nach fünf Jahren zog er die Reißleine. „Hier in der Werkstatt bin ich einer der Schnellsten, echter Leistungsträger.“ Kaiser arbeitet im Lager und montiert Garnrollen in Handsets, „manchmal fehlt eine bestimmte Garnfarbe, dann können wir nicht weitermachen. Leerlauf mag ich gar nicht.“ Das „Taschengeld“, das er bekomme, ärgere ihn. „Aber was soll's. In der Werkstatt bin ich besser aufgehoben.“

Wenn es um die Zahlen geht, sind Werkstätten eine Erfolgsstory. Sie wachsen seit Jahren. Mehr Menschen mit schweren Beeinträchtigungen gibt es zwar nicht. Aber den Werkstattbeschäftigten versprechen sie Stabilität: Wenn sie in Rente ge-

hen, werden ihnen 80 Prozent des durchschnittlichen Verdienstes aller Versicherten als höherer fiktiver Verdienst angerechnet – auf dem freien Arbeitsmarkt müssen sie hingegen Altersarmut befürchten. Allein deshalb scheuen viele den Wechsel aus der Werkstatt heraus.

Duygu Özen will gar nicht erst hinein. Berlin, vor einem wuchtigen Neorenaissancebau: Özen dreht ihren Rollstuhl auf der Stelle, mal nach links, dann nach rechts. Aus einem hüfthohen Aschenbecher quillt der Rauch halb ausgedrückter Zigaretten, als wolle er den Eingang versperren. Doch Özen hat jetzt einen Termin, es ist eines von knapp 30 000 Verfahren, die hier im Sozialgericht Berlin, dem größten Deutschlands, jährlich verhandelt werden. „Ich bin ganz schön aufgeregt“, sagt sie. Und: „Wäre es doch schon vorbei.“

Duygu Özen, 22, hat vor drei Jahren Klage eingereicht, die Richter aber hatten noch mit vielen Hartz-IV-Fällen zu tun; daher kommt es erst heute zur ersten Verhandlung: Özen will nicht in die Werkstatt. Die Agentur für Arbeit sieht das anders. „Im Grenzbereich zur geistigen Behinderung“, hatte ein Gutachten attestiert. „Es liegt eine schwerwiegende Leistungseinschränkung vor, die die Aussichten am Arbeitsleben teilzunehmen nicht nur vorübergehend erheblich mindert.“

„Lass, ich mach' das“, sagt sie zu ihrer Mutter, als die den Rollstuhl schieben will. Am rechten Nasenflügel funkelt ein Brillen. An ihre Seite kommt Anne Gersdorff gefahren, die Sozialarbeiterin ist vom BIS-Verein, der sich für betriebliche Inklusion engagiert, sie begleitet Özen bei ihrem Ringen mit der Agentur. „Denk daran, was du alles schon geschafft hast. Und wohin du willst ...“ Özen atmet durch. „Okay, los jetzt.“ Die beiden Rollstühle passieren das Schild „Behindertenzufahrt“.

Im zweiten Stock nehmen sie die Schwelle zum Saal 218, und als ihr Anwalt Martin Theben seinen Rollstuhl ebenfalls hineinsteuert, wirkt der Raum plötzlich klein; zwei Vertreter von der Agentur für Arbeit schauen auf und sich an. Wer ist die Klägerin? Währenddessen hält Özen ihre schwarze Handtasche auf den Knien fest. Sie wird sie während der ganzen Verhandlung nicht loslassen. Dann treten die Richter aus einem Nebenraum herein, setzen sich an die sonnendurchflutete Front, und die Tür schließt sich für die Presse.

Özen hat ein Ziel. Sie will in einer „normalen“ Firma arbeiten, wie sie eine Woche zuvor gesagt hatte. „Ich will nicht nur unter Behinderten sein“, sagte sie, „das zieht mich runter, langweilt auf die Dauer.“

Früher besuchte Özen eine Schule für Körperbehinderte, „die war irgendwann zu schwer für mich“. Man schickte sie wegen ihrer zusätzlichen Lernschwierigkeiten zu einer Schule für „Geistige Entwicklung“, dort „lernten wir Tisch decken, Zähne putzen und Wäsche waschen, eben Pipifax“. Mit 17 beschlich Özen das Gefühl, in der Förderschule nicht mehr gefördert zu werden.

Vor vier Jahren stellte sie einen Antrag auf Erteilung eines sogenannten persönlichen Budgets. Menschen mit Behinderung haben Anspruch auf diese Geldleistung zur Meisterung des Alltags, und im Falle Özens will die Agentur für Arbeit diese auch auszahlen, aber nur bei einem Wechsel in eine Werkstatt: Özen indes will sich als Prüferin für leichte Sprache ausbilden lassen – eine Zukunftsbranche, denn zig Texte sind derart geschrieben, dass Leserinnen und Leser mit Lernschwierigkeiten nicht mitkommen; gerade denken viele Anbieter, etwa von Websites und Infobroschüren, um und brauchen dann Kundige in leichter Sprache. Özen zeigte sich durch ihre Behinderung qualifiziert. Die Einrichtung will sie.

Die Agentur für Arbeit aber äußerte „Zweifel, dass Frau Özen an einem ausgelagerten Arbeitsplatz hinreichend persön-

## Unter behinderten Menschen kursiert der Spruch: In eine Werkstatt kommst du schnell rein und kaum wieder raus

lich gefördert wird“. Wie Heider hatte Özen mit 17 eine sechsstündige Prüfung zu absolvieren. „Ich musste Aufgaben unter Zeitdruck erledigen“, erinnerte sie sich. „Ich war total nervös und fähig.“ Mit dem Testergebnis kannte die Agentur für Arbeit für Özen nur ein Ziel: Werkstatt.

Nach einer Dreiviertelstunde geht die Tür von Saal 218 auf, zuerst verlassen die Agenturvertreter den Raum, beide grinsen. Noch mehr aber grinst Özen, als sie herausrollt. Beim „Erörterungstermin“ bewerten die Richter ihren Antrag positiv – und setzen der Agentur eine Frist von sieben Wochen zu antworten. „Geschafft!“, jubelt sie. Schau mal, hätten die beiden Männer von der Agentur miteinander getuschelt und sie dabei angeschaut, das sieht man doch, dass dieses Gutachten nicht stimmt. Anne Gersdorff, die als Sozialarbeiterin öfter an der Schnittstelle zu Werkstätten arbeitet, unterdrückt ihre Wut kaum. „Vier Jahre lang baut die Agentur Mist, und nun wird getan, als sei nichts gewesen. Wenn ich so arbeiten würde ...“ Özen schließt die Augen. Ihr Mund lächelt weiter.

Werkstätten behaupten sich in einem Spannungsfeld. Einerseits sollen sie ihren Beschäftigten durch massive Bildung den Weg zum Arbeitsmarkt ebnen, andererseits unterliegen sie dem Gebot der Wirtschaftlichkeit; die Zeiten, in denen Werkstätten vom Verkauf gebastelter Strohpuppen auf Weihnachtsmärkten lebten, sind vorbei. Sie sind Unternehmen. Jährlich erwirtschaften ihre Betriebe Umsätze in Höhe von acht Milliarden Euro. Dafür werden belastbare Arbeitskräfte gebraucht, während die Agenturen für Arbeit nichts dagegen haben, dass bei den Werkstätten untergekommenen Menschen mit Behinderung nicht potenziell in der Arbeitslosenstatistik auftauchen können. Die sind dann erstmal weg.

Sieben Kilometer östlich legt sich ein Neubau in die Kurve, ganz anders als das massige Sozialgericht, das in seiner Nachbarschaft nur sich selbst kennt. Entlang des sich krümmenden Straßenverlaufs ist das rotbläuliche Haus ziegelt, als wollte es nicht auffallen. Wie sieht das Innenleben einer Werkstatt aus? Neun wurden in Berlin für Besuche angefragt: Fünf antworteten nicht, eine sagte ab, bei einer verlief ein erstes Gespräch folgenlos – und zwei sagten zu, darunter Integral mit ihrem gebogenen Neubau auf 5800 Quadratmetern, über vier Etagen verteilt und mit rund 300 Beschäftigten ein eher kleiner Betrieb.

Im dritten Stock sind sie der hohen Politik ganz nah, für einen Moment. „Der hier geht ans Kanzleramt“, sagt Katja stolz, hält inne und hebt einen Brief in die Luft – einen von 1424, welche hier mit jeweils zwei Faltschichten und einer Broschüre zusammengelegt werden – Auftragsarbeit für ein Bildungswerk, die Schreiben gehen an Bürgermeisterinnen und Landparlamentare, an den Bundestag und den Amtssitz von Kanzlerin Merkel. „Bildung kann ja nicht schaden, nicht?“, antwortet Mandy neben ihr. Beide kichern.

Der Bereich „Konfektionieren und Verpacken“ ist der größte in der Werkstatt. Mit jeder Minute wächst der Stapel an versandfertigen Briefen, die Rolle mit Etiketten dagegen wird immer kleiner. Das motiviert. Zügig arbeitet die Gruppe aus zehn Beschäftigten, schnell gerät man in einen Rhythmus. „Ich bin ja froh, dass ich eine Arbeit habe“, sagt Katja. „Wir hauen viel weg.“ Eigentlich habe sie Floristin werden wollen, aber „da gab es nichts für mich“. Mandy, wie Katja Anfang 40, erzählt, wie man in der DDR sie nicht in die Schule habe lassen wollen, „in meinem Gehirn läuft das nicht so rund“, aber ihre Mutter habe dann Druck gemacht. „Hier herrscht immer eine gute Stimmung.“ Nach zwei Stunden werden die Gespräche weniger, das Tempo beim Zusammenlegen lässt etwas nach. Da dreht



Stiefelknecht, Eiche, gewachst  
LEBENSSTIL-SHOP

Alle Produkte, die in dieser FR7-Ausgabe zu sehen sind, wurden in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen gefertigt.

Den Kulturbeutel von Seite 2 gibt es zusammen mit weiteren Accessoires und Kleinmöbeln online unter: [www.werkstatt-design.de](http://www.werkstatt-design.de)



Mitwachsender Kindertisch „gt square“ in quadratischer Form mit Hockern.

*Die hochwertigen Kindermöbel der Marke „pure position“ wurden von dem Designer Olaf Schroeder entworfen und werden in den Isar-Würm-Lech-(IWL)-Werkstätten für Menschen mit Behinderung im bayerischen Machting gefertigt.*

*Am Anfang der Kollektion stand ein mitwachsender Kindertisch, inzwischen gehören Regale, Stühle und Aufbewahrungssysteme in die Kollektion. Näheres unter: [www.pureposition.de](http://www.pureposition.de)*



Rollcontainer „gt spaces“, der sich stapeln lässt.

Betreuer André „Streets of Philadelphia“ von Bruce Springsteen auf: Einige singen mit, andere lachen auf, das Arbeitstempo erhöht sich wieder. In der Werkstatt wird bei der Arbeit auch mal gequatscht, innegehalten und geguckt. Aber das Ergebnis stimmt; andere Betriebe könnten sich von Moral und Klima einiges abschauen.

André ist groß gewachsen, ein Gesicht wie ein Löwe, er geht die Tische ab, inspiert das Stanzen von Visitenkarten und Bohren von Löchern in Hefter auf der einen Ecke, das Surren der Ringbindemaschine für Kalender in der anderen. „Würde ich eine Firma gründen“, sagt er, „wüsste ich, wen ich von hier einstellen würde. Eigentlich fast alle.“ Die Leute da draußen seien größtenteils schlicht nicht bereit, mit Behinderten zusammenzuarbeiten. „Das ist deren Defizit.“

Im zweiten Stock riecht es nach Meer. Aus einem großen weißen Bottich schaufelt ein Mittfünfziger Salz auf eine Miniwaage und dann zu je 150 Gramm in Tontöpfe, „handgeerntetes Gourmetsalz“ aus Spanien, preist der Hersteller, der Abwiegen, Füllung und Etikettierung auf mehrere Werkstätten verteilt. „Oh, die Waage hat die Nase voll von mir“, witzelt der Mann im Rollstuhl, als sie plötzlich ausgeht, „da muss ich nach Hause gehen.“ Ein schneller Blick auf den Auftragszettel zeigt: Für die Konfektionierung von 192 Stück zahlt der Hersteller 61,44 Euro – für ihn ein gutes Geschäft, fallen doch keine Lohnkosten oder Versicherungen an.

Werkstätten haben einen Standortvorteil, weil sie für ihre Leistungen den verminderten Mehrwertsteuersatz von sieben Prozent veranschlagen können. Außerdem sparen Betriebe Abgaben ein, wenn sie Aufträge an Werkstätten vergeben: Zwar muss jede Firma ab einer bestimmten Größe fünf Prozent der Arbeitsplätze an schwerbehinderte Menschen vergeben. Von dieser Vorschrift können sich die Unternehmen aber freikaufen. Höchstens 320 Euro „Ausgleichsabgabe“ werden für jeden nicht pflichtgemäß besetzten Arbeitsplatz pro Monat fällig – und dieser Obolus wird kleiner, wenn ein Betrieb eben Aufträge an Werkstätten vergibt. Ein Ablasshandel hat sich etabliert, ein Werkstattssystem, das sich selbst ernährt und sich an den begründeten Ressourcen orientiert. Und alles bleibt, wie es ist.

Im Erdgeschoss sitzt Heike Anders mit fünf Beschäftigten in einem Fortbildungseminar. „Ihr habt das Recht aus der Werkstatt rauszugehen“, beschwört die Leiterin „Berufliche Integration“ und streicht ihren blonden Scheitel zur Seite. Integral gehört zu jenen Werkstätten, die sich bemühen, ihren Leuten einen Weg nach draußen zu bereiten. „Wir schauen, was geht“, sagt Anders.

Jeder der Fünf hier soll benennen, was er gut kann. „Ich höre gut zu und bin pünktlich“, sagt ein schlaksiger junger Mann im Blaumann. „Pünktlichkeit erwähnt man nicht mehr im Vorstellungsgespräch“, antwortet Anders, „die ist selbstverständlich.“ Von den 300 bei Integral Beschäftigten schaffen jährlich ein bis zwei den Wechsel in eine sozialversicherungspflichtige Arbeit. Das ist überdurchschnittlich. Anders begleitet dabei, sucht ausgelagerte Arbeitsplätze, etwa bei einer Kita oder einer Gärtnerei, wo sich die Beschäftigten „bewähren“ müssen und noch mit den geringen Werkstattlöhnen leben, derzeit sind es bei Integral 33. „Die Betriebe werden aufgeschlossener, aber noch immer müssen wir dicke Bretter bohren. Vorbehalte bleiben, und der Anreiz gegenüber einer Festanstellung Geld zu sparen ist halt groß.“ Dabei sage ihr die Erfahrung: „Draußen kann man aus den Leuten noch mehr rauskitzeln.“

Was den Unterschied macht, zeigt eine Reise ins Grenzland von Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen, zu einem Treff zwischen zwei Brüdern. Sanfte Hügel um-

schließen eine Kleinstadt, darin viel Fachwerk und ein Eiscafé. Tom und Norman (Namen geändert) berühren sich mit ihren Stirnen, grinsen. „Ich esse zwei Schokobecher hintereinander.“ – „Schaffst du niemals.“ – „Wirste sehen.“

Tom, 24, besucht seinen zwei Jahre älteren Bruder. Ihre Lebenswege trennten sich, als man beide in Obhut nahm, Tom war damals fast drei Jahre alt. Er war schwer misshandelt und missbraucht worden, hatte vor Hunger die Tapete von der Wand gekratzt und gegessen. Normans Traumata dagegen hatten weniger Behinderungen hervorgebracht. Tom kam zu einer Pflegefamilie, die ihn behielt, Norman in wechselnde Einrichtungen.

Beide Brüder wohnen 200 Kilometer voneinander entfernt. Toms Pflegevater hat ihn heute zu Norman gefahren, der natürlich den zweiten Schokobecher schafft, mit Sahne. Vorher hatten sie sich quer durch das Mittagsbuffet eines China-Restaurants gekostet. „Am Wochenende hab' ich ein Fußballturnier“, sagt Norman, „dafür muss ich Energie essen.“ Auch Tom spielt in einer Mannschaft. Was sie trennt, sind die Lieblingsfußballvereine. „Du mit deiner Borussia Dortmund“, deckt Bayern-Fan Norman.

Die Pflegeeltern hatten erst von Toms Vergangenheit erfahren, nachdem sie ihn aufgenommen hatten. Die schreckliche Wahrheit sickerte durch, als er schwere Verdauungsprobleme hatte und die Tapeten seines Zimmers mit Genitalienmotiven bemalte. Da trugen sie den Jungen, fütterten, streichelten und küssten ihn. Er wuchs auf in Liebe, elterlicher Hingabe und Bestimmtheit, ihm stets die beste Reha, Psychotherapie und Bildung zukommen zu lassen. Norman erhielt im Heim Standard, keine echte Diagnostik.

Heute arbeitet Tom auf einem Werkstattbauernhof, wie er es sich wünschte: draußen, mit Tieren. Und er hat Kolleginnen und Kollegen mit und ohne Behinderung, bei denen auf den ersten Blick nicht erkennbar ist, wer „Klient“ ist; eine Rolle spielt es auch nicht. Norman kam ebenfalls in eine Werkstatt. Aber: „Irgendwas mit Möbeln“, sagt er. Stupide Wiederholungen. Gefalle ihm nicht. „Was soll's?“ Norman wackelt oft mit dem Kopf, nimmt Tabletten zur Beruhigung. Tom nicht, er ist selbständiger. Wer die beiden sieht, denkt: Norman hat „die Behinderung“, Tom nicht. Der ältere Bruder lebt in einem Wohnheim mit jungen Erwachsenen, die alle deutlich schwerer beeinträchtigt sind als er. Er hat eine Butze allein, in einem Nebentrakt.

Am frühen Abend, als sich die Sonne auf die Eichenbäume am Landhaus legt und Tom ihn umarmt, fragt Norman: „Wann kommt ihr wieder?“ Der Wagen entfernt sich langsam auf einer langen Allee. Der Rückspiegel zeigt Norman auf einer Schaukel, wie er höher schwingt, grimmig, immer höher, zur Sonne hinauf.

Zurück in Berlin, in einer ehemaligen Weddinger Fabrik. Die ersten Glühlampen Deutschlands wurden hier einst gefertigt, heute leuchten die Wände hellweiß bei „Kopf Hand + Fuß“, „Deutschlands erster Coworking Space für Menschen jeglicher Ausgangslage“, an den Tischen im langen Loft entwickeln junge Leute mit Hornbrillen interaktive Lernportale und Apps. An einem mit Ausbuchtung sitzt Duygu Özen, hier will sie ihre Ausbildung anfangen. Sie schnaubt. Die Agentur für Arbeit hat die Frist von sieben Wochen verstreichen lassen, stattdessen gab es Einladungen zu einem Gespräch. Es soll alles von vorn losgehen, befürchtet sie. Ein neues Gutachten, weiteres Warten. Dabei hat sie ihr unbezahltes Praktikum zur Ausbildung als Prüferin für leichte Sprache hier längst begonnen. „Ich will mein persönliches Budget dafür endlich einsetzen“, sagt sie. Es ist eine Krux: Die Bundesregierung

## In den 80ern gab es Massentlassungen, bei denen psychisch Erkrankte erstmals in Werkstätten kamen



Brotkorb, anthrazit, geflochten  
LEBENSILFESHOP



FR7-Autor Jan Rübel schreibt Reportagen, die mehrfach preisgekrönt wurden. Sein Schwerpunkt sind soziale Themen, bei denen er Protagonistinnen und Protagonisten gerne über einen längeren Zeitraum begleitet.

rühmt sich des „Persönlichen Budgets“ als Mittel für Menschen mit Behinderung, um aus der Werkstatt herauszukommen. Aber was, wenn man damit gar nicht erst in die Werkstatt will? Werkstätten bekommen diese Finanzierung vom Staat, wenn sie Beschäftigte aufnehmen, die es auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht schaffen. Nun will Özen mit diesem Geld den umgekehrten Weg einschlagen. Anne Gersdorff ist mit einem Kameramann vorbeigekommen. „Die Zeit, in der man nett ist, ist vorbei“, konstatiert sie. Eine Petition bei der Plattform „change.org“ soll Öffentlichkeit und Druck schaffen. Die Kamera läuft. „Hallo Leute“, sagt Özen, „die Agentur macht Stress. Ich möchte normal arbeiten, wie alle anderen auch.“

Wie ist es zu alledem gekommen, zum Wachstum der Werkstätten? Bernhard Sackarendt sitzt vor einem Bücherregal und schaut auf einen knisternden Kamin. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist er in der „Werkstattszene“, leitete jahrzehntlang eine große Einrichtung und saß im Bundesvorstand der Bundesarbeitsgemeinschaft der Werkstätten für behinderte Menschen (BAG-WfBM). Jedes Buch hier ist druckfrisch und ungelesen, der Kamin flackert elektrisch – in der Lobby eines Hotels im Nordosten Berlins, wo alles aussieht wie ein Showroom von Ikea. „Die Werkstätten leisteten einen enormen Beitrag zur Integration der Menschen in die Gesellschaft, sie machten sie sichtbar.“

Heute sitzt Sackarendt, 71, im Vorstand des Sozialverbands Deutschlands mit 570 000 Mitgliedern – er vertritt die Interessen der Renten- und Krankenversicherten, der Menschen mit Behinderung und mit Pflegebedarf. „Wir gingen damals, vor 50 Jahren, von Haus zu Haus. Nachbarn erzählten uns von Menschen mit einer Behinderung, die versteckt wurden, deren Eltern das nicht wahrhaben wollten.“ In den ersten Werkstätten fanden die Menschen dann einen Anschluss.

Sackarendt schaut auf die Uhr, gleich muss er in einen Vorbereitungsausschuss für den Bundesverbandstag, es geht um viele Anträge zu Hartz IV, Rente, Pflege. „Zum einen professionalisierten sich die Werkstätten, zum anderen gab es dann Schübe.“ In den Achtzigern die Massentlassungen, bei denen psychisch Erkrankte als erste den Job verloren und erstmals in Werkstätten kamen. Auch geschlossen damals zahlreiche kleine Krankenhäuser auf den Dörfern, in denen viele Menschen mit Behinderung Arbeit gefunden hatten.

Je mehr Rationalisierung, desto mehr Werkstatt: In den Neunzigern nahmen Befristung und Prekariat zu, in den Nullerjahren kam mit Hartz IV ein weiterer Schwung an Leuten, die den neuen Unsicherheiten schlechter standhielten, „unsere Mitgliederzahlen stiegen“. Die Werkstätten hätten sich zu einem Auffangbecken entwickelt „für die Menschen, die der Arbeitsmarkt nicht mehr wollte“. Sackarendt ist ein stets freundlich blickender Mann mit rundlichem Gesicht, seine Augen blitzen vor Güte und Schalk zugleich. Norddeutsch. „Dann war das System erstmal da. Und jedes System hat ein Beharrungsvermögen. ‚Es läuft ja‘, sagen die Leute, ‚dann müssen wir uns nicht darum kümmern.“

Sackarendt sucht nach einer Öffnung in diesem System, nach einem Spalt. „Bei den Arbeitgebern sehe ich keine positive Änderung, und die Politik betrachtet alles unter Maßgabe von Problemvermeidung – auch sitzen viele Politiker in den Beiräten von Werkstätten: Wer sagt schon am eigenen Ast? Schließlich wäre es Aufgabe der Werkstätten, sich überflüssig zu machen.“ Dann gebe es seit den Siebzigern die Förderschulen, „vorher existierte für Kinder mit Behinderung gar nichts, eine ‚ruhende Schulpflicht‘, aber nun wurden auch Kästen geschaffen, geschlossene Kategorien.“

Die Förderschulen entlassen meist ohne Abschluss, die Perspektiven für Ausbildung und Arbeit sind mies. Und seine Nachfolger bei der BAG? „Das Bewusstsein ist allgemein da, dass sich etwas ändern muss. Aber die BAG öffnet sich nicht wirklich für eine Debatte darüber, hält am Status quo fest.“ Die heutigen Funktionäre seien zäher. „Meine Generation bestand noch aus Achtundsechzigern, wir hatten gelernt, Strukturen infrage zu stellen. Das vermisste ich heute.“ Ein Bundesminister habe ihm mal gesagt: „Ihr seid eigentlich zu alt für die Revolution.“

Der von Sackarendt gescholtenen BAG steht ein Mann mit Kumpelgesicht vor, bei dem man instinktiv nach einem Ohrhörer sucht. Martin Berg, 59, trägt einen tiefblauen Anzug mit Stoffweste, dazu Boots und ein Lederband am rechten Handgelenk; gänzlich unrevolutionär wirkt er nicht. „Ja“, sagt er gleich zur Begrüßung, „Werkstätten bilden zum Teil noch eine Sonderwelt. Aus menschenrechtlicher Perspektive ist das entwicklungsfähig. Sozialrechtlich habe ich aber noch keinen Schlüssel gefunden, wie wir es besser machen können.“

Bergs Interessenverband der Werkstätten residiert in einem schmucklosen Neubau in Berlin-Mitte mit Blick auf Park, Spree und Museen, mit weißen Bürowänden und einem schwarzgrauen Teppich wie eine Autobahn. Seine Bestandsaufnahme ist nüchtern. „Wer bei uns ist, gilt als nicht arbeitsmarktfähig. Durch die Förderung in einer Werkstatt verliert ein Mensch ja zum Beispiel nicht seine geistige Behinderung. Der allgemeine Arbeitsmarkt ist überhaupt nicht anschlussfähig.“

Sind die Kriterien zu streng?

„So funktionieren Schule und Ausbildung. Es ist überall das gleiche: Die Ansprüche steigen eher.“

Müssen die Werkstätten also ausbauen, was der Arbeitsmarkt vermasselt?

„So wurde das eben geregelt. Man kann es aber auch positiv sehen: Wir leisten uns in Deutschland ein System, welches Menschen eine Teilhabe am Arbeitsleben ermöglicht; in anderen Ländern gibt es oftmals gar nichts.“

Während er redet, tickt laut irgendwo im Hintergrund eine Uhr. Berg erzählt von seiner gemischten Fußballmannschaft, „wenn wir verlieren, sind wir die Netten. Wenn wir gewinnen, ist das für den Gegner nur schwer zu akzeptieren“, oder von einer Frau in jener Werkstatt, bei der er die Geschäfte führt: „Sie hat eine Spastik und sitzt an der Rezeption. Sie wollte eine Fortbildung absolvieren, um mit psychisch Erkrankten zu arbeiten. Doch die Behörde ließ sie zur Prüfung nicht zu, weil sie ihre Hände nicht bewegen kann und dafür die Hilfe eines Assistenten nimmt. Die Behörde meinte, man könne dann nicht beurteilen, ob die Leistung von ihr oder vom Assistenten komme...“. Berg sagt, es hapere noch am Verständnis.

Warum wird er nicht lauter?

„Wir müssen die Geschwindigkeit annehmen, welche die Menschen auch mitnimmt. Wenn ich mit der Faust auf den Tisch hauen, verlieren wir möglicherweise die Menschen.“

Das Gespräch endet an einem Punkt, bei dem man meint: Das kann es nicht gewesen sein. Mehr muss doch möglich sein.

Wie sieht es eigentlich in anderen Ländern aus? Anruf bei jemandem, der über den Tellerrand schaut: „Es ist alles eine Frage der sozialpolitischen Kultur“, beginnt Franz Wolffmayr höflich. Er sitzt gerade im Zug von Brüssel nach Salzburg, im Auftrag der österreichischen Bundesregierung reist er durch fünf europäische Länder und schaut, wie es sich dort mit behinderten Menschen und ihrer Arbeitssituation verhält. „Man muss nur wollen.“



„Ich suche eine Arbeit draußen, aber wenn man einmal den Stempel hat ...“: Jürgen Heider.



Alle Produkte aus dem Lebenshilfe-Shop, die in dieser FR7-Ausgabe abgebildet sind, wurden von Menschen mit Behinderung in Handarbeit gefertigt.

Auf dieser Seite sind zu sehen (von oben nach unten): Design-Brotbox, Buche, Metall; Flaschentrage, Eiche, Stahlblech; Tafelbox, Eiche, stapelbar

Erhältlich sind sie - und viele weitere Artikel aus bundesweiten Werkstätten - im Versandgeschäft „Gute Dinge“ der Bundesvereinigung Lebenshilfe unter: [www.lebenshilfe-shop.de](http://www.lebenshilfe-shop.de)

Bestellen kann man auch telefonisch unter 0531/47191400 oder per Mail: [info@lebenshilfe-shop.de](mailto:info@lebenshilfe-shop.de)



LEBENSILFE-SHOP (3)

Wolfmayr, 67, ist ehemaliger Sonderschullehrer und stand zwischen 2008 und 2016 dem Europäischen Dachverband der Behindertenhilfe (EASPD) vor, der 18 000 Dienstleistungsanbieter vertritt. Er sieht in Europa eine Menge Bewegung. Die Länder unter seiner Lupe: Irland, Finnland, Belgien, Niederlande und Spanien. „Irland und Finnland haben sich seit langem gegen das Werkstattmodell entschieden“, sagt er. „In Irland arbeiten Leute mit klassischem Werkstattprofil seit 20 Jahren in normalen Jobs.“

Wichtig seien dauerhafte finanzielle Beihilfen für Arbeitgeber und persönliche Coaches für die Menschen mit Behinderung. In den Niederlanden und in Belgien gehe man hingegen nun den Weg, Menschen in den Werkstätten in zwei Zielgruppen aufzuteilen: So sollen zum Beispiel 70 000 der rund 100 000 in Werkstätten beschäftigten Niederländerinnen und Niederländer in den allgemeinen Arbeitsmarkt wechseln; die anderen bleiben in den Werkstätten. „Und in Flandern wurden die Werkstätten umgewandelt in Betriebe der Sozialwirtschaft. Die Menschen finden dort in ‚Maatwerk Betrieben‘ maßgeschneiderte Dienststellen vor.“

Dabei sieht Wolfmayr in Werkstätten durchaus Vorteile: „Es ist schon gut, dass es sie als Option gibt, nur sollten sie nicht alternativlos sein.“ Und verweist auf Spanien, wo eine lange Werkstatttradition herrscht. „Dort sind Werkstätten richtige Unternehmen, die den staatlichen Mindestlohn zahlen. Teilweise sind sie die besten ihrer Branche.“ Für die Beschäftigten dort gebe es keine „begleitende Infrastruktur“ wie etwa Fahrdienste – die Leute sollen die normalen Transportmöglichkeiten nutzen. „Die sind allgemein selbstbewusster.“ Wolfmayr wirbt für ein Klima der Innovation, was nach seinen Schätzungen nicht mehr Geld kosten würde. „Man muss jetzt beginnen. Aber es gibt in Deutschland keine Diskussion, wie Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung aussehen könnten. Weder bei der BAG, noch bei Politik oder Arbeitgebern.“

Als Jürgen Heider in Freiburg die Bäckerei verlassen hatte, nach dem Feierabendtee mit Peter Kaiser, hievte er sich die Stufen einer alten Tram hoch und erzählte von seinem Traum. Die Bahn stampfte, beschiene von dürem Laternenlicht. „Anwalt wäre ich gern“, sagte er, „es wäre cool, anderen aus der Klemme zu helfen.“ Nach der Arbeit in der Werkstatt ist er oft unterwegs, besucht Freunde oder die Physiotherapie, geht Klettern oder zu Hobbykursen der Lebenshilfe; eine Unruhe treibt ihn an, es geht ja auch alles langsamer mit seinem Körper. „Die Spastik nervt im Alltag, aber vor allem, weil viele um mich herum noch ungeduldiger sind als ich.“ Jede Bewegung, jedes Wort muss von ihm mühsam navigiert werden, wie durch klippenreiches Gewässer. Aber er kommt immer an. „Mit meinen Hobbys lebe ich in einer zweiten Welt.“ Als er aus der Tram ausstieg, ins Dunkel hinein, fragte er, ob er deswegen keinen Job finde: „Weil alles schnell gehen muss?“

Völlig entschleunigt zeigt sich dagegen das Atrium im Haus der Deutschen Wirtschaft in Berlin, hier hat die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) ihren Sitz: Unten auf dem Boden italienischer Marmor, oben über der sechsten Etage eine Glaskonstruktion, die den Innenhof von fliehenden Wolkenfetzen abschirmt. Man läuft wie durch Watte. Es ist Frühsommer. Peter Clever, 65, empfängt in einem kleinen Raum hinter der Hofsandsteinfassade. Er ist Mitglied der Hauptgeschäftsführung, im August wird er in Rente gehen. Der Rheinländer redet direkt und schnell, locker und verbindlich zugleich. Werkstätten? „Die sind in einem schwierigen Abwägungsprozess zwischen dem Zwang, marktgängige Produkte zu

generieren und ihre besten Leute zum allgemeinen Arbeitsmarkt zu schicken“, sagt er. Clever trägt Jeans, krempelt beide Ärmel seines Pullis hoch. „Manche Arbeitgeber haben Vorurteile gegenüber geistig Behinderten, weil sie keine kennen“, sagt er. „Jetzt aber sind wir auf dem Weg zu einem breiten Arbeitskräftemangel.“

**F**ragen an einen, der sehr lange, mehr als 15 Jahre, mitverantwortlich für den Bereich Arbeitsmarkt war.

*Ist die niedrige Übergangsquote von den Werkstätten in den Arbeitsmarkt nicht Ausdruck großen Scheiterns?*

„Das ist nicht Ausdruck eines Scheiterns, sondern ein ausgesprochen schwieriger Prozess. Auch scheuen sich viele Eltern, ihre Kinder aus den sicheren Werkstattumgebungen in ein Arbeitsabenteuer stürzen zu lassen. Wir brauchen Aufklärung über diese Vorurteile, auch eine empathische Ansprache der Arbeitgeber.“

*Würde eine Erhöhung der Ausgleichsabgabe helfen, wenn Arbeitgeber keine Menschen mit Behinderung einstellen?*

„Das wäre kontraproduktiv. Solch eine Strafsteuer würde nicht helfen Vorurteile abzubauen, sondern diese bestätigen.“

*Geld ist doch ein gutes Erziehungsstimulans, oder?*

„Das wäre so, als würde ich Ihnen eine Ohrfeige verpassen und sagen, dass ich Sie eigentlich nur streicheln wollte. Das ist eine verkopfte Art der Argumentation, die ich für verrückt halte.“

*Ist es nicht zu wenig, nur auf Aufklärung zu setzen?*

„Wir hatten noch nie so viele Schwerbehinderte in Beschäftigung wie heute. Das ist doch ein Erfolg.“

*Das gilt nicht für die Werkstätten.*

„Da würde ich gemeinsam mit den Gewerkschaften daran arbeiten. Natürlich ist es ein Problem, dass wir in Deutschland noch nicht in der Lage sind, jedem behinderten Menschen eine Beschäftigung zu ermöglichen. Daran müssen wir arbeiten. Aber ohne Peitsche. Wir müssen stattdessen beharrlich fragen: In welcher Gesellschaft wollen wir eigentlich leben? Und dementsprechend handeln.“

Duygu Özen hört nicht auf zu fragen. Und hat endlich damit Erfolg: Im Wedding, bei „Kopf Hand + Fuß“, beugt sie sich mit ihrer Assistentin über einen Text und prüft ihn auf seine leichte Sprache. „Was bedeutet nochmal ‚domain‘?“, murmelt sie, schnippt dann mit der rechten Hand: „Ach, wem die Mailadresse gehört ... das Wort gefällt mir.“ Die Räder ihres Rollstuhls zielt ein still züngelndes Flammenmuster. Özen hat gewonnen: Die Agentur für Arbeit hat eingewilligt, die nächsten zwei Jahre wird sie hier lernen – und nicht in einer Werkstatt. Vielleicht waren es die 35 752 Unterschriften ihrer Petition, „die von der Agentur schauten sich jedenfalls endlich das hier an und fanden das gut“, sagt sie. Vom Flur zieht Kaffeeduft heran, dort diskutieren zwei Entwickler ein neues Videoformat; in Özens Handtasche liegt ein Marmorkuchen, den teilt sie sich in der Pause mit ihrer Assistentin, „aber noch nicht, wir müssen erst hier durch“, sagt sie, behält den Blick auf das Blatt Papier und stockt: „Alleinstellungsmerkmal? Was ist das denn? Klingt blöd.“

Zu Hause angekommen, setzte sich Jürgen Heider in seinen Drehstuhl mit dem Fellbezug und ließ ausgestreckte Finger über die schwarze Tastatur wandern, jeder Buchstabe ein Stoß. Ein neues Gedicht wollte er auf den Bildschirm bringen. „Beim Schreiben fühle ich mich frei“, sagte er, „da bin ich ruhig und schnell zugleich“:

*Es gibt keinen Ausgang aus dieser Welt / die lauter düstere Paragrafen hat, Keiner kann dein Leben für dich leben – außer du.*

In welcher Gesellschaft wollen wir eigentlich leben?

# 7 Sachen

## Hier schreibt jede, was sie will!

Von Amelie Fried

**M**änner sind halt so.“ – „Das gehört doch zum Spiel zwischen Mann und Frau.“ – „Soll man jetzt nicht mal mehr flirten dürfen?“ Diese Art Sprüche kennt man aus der Me-too-Debatte, und eigentlich würde man sie Männern zuschreiben. Zu meiner Überraschung habe ich solche und ähnliche Sätze immer wieder auch von Frauen gehört und gelesen. Statt sich mit ihren Geschlechtsgenossinnen zu solidarieren, die Opfer verbaler Übergriffe oder sexualisierter Gewalt wurden, schlagen sie sich auf die Seite der Täter und entschuldigen deren Taten.

Warum geschieht das? Wollen diese Frauen als besonders cool gelten? Deuten sie eigene Erfahrungen um, damit sie sich nicht als Opfer fühlen müssen? Oder sind sie einfach nur gedankenlos? Dabei liegt es doch auf der Hand: Was im privaten Kontext als „Flirt“ oder „Spiel zwischen Mann und Frau“ selbstverständlich zulässig ist und bleiben soll, kann im beruflichen Umfeld schnell zu einem illegitimen Übergriff werden. Weil die Beteiligten keine private Beziehung haben, weil es hierarchisch begründete Abhängigkeiten gibt, weil es Verhalten ist, das in diesem Kontext schlicht nicht angemessen ist.

Natürlich sind die Grenzen fließend. Menschen lernen sich im Beruf kennen und verlieben sich, sie flirten am Arbeitsplatz, gehen mit Kolleg/innen aus und ins Bett. Von all dem ist hier nicht die Rede, denn da begegnen sich erwachsene Menschen einvernehmlich und auf Augenhöhe. Die in letzter Zeit häufig geäußerte Unsicherheit vieler Männer, sie wüssten gar nicht mehr, was sie überhaupt noch „dürften“, halte ich für vorgeschoben. Jeder Mann, der Respekt vor Frauen hat und über einen Hauch von Sensibilität verfügt, ist in der Lage, die situativen Unterschiede zu erkennen und sich jeweils adäquat zu verhalten. Er muss es nur wollen.

Von Frauen habe ich auch Sätze gehört wie: „Sie hätte sich doch wehren können.“ Oder: „Warum kommt sie erst jetzt mit dieser Geschichte um die Ecke?“ Hier zeigt sich das klassische Muster der Täter-Opfer-Umkehr, bei der dem Opfer eine Mitschuld zugeschoben oder seine Glaubwürdigkeit infrage gestellt wird. Der Reflex, zunächst einmal in Zweifel zu ziehen, was eine Frau berichtet, ist weit verbreitet. Es wird spekuliert, welche Grün-

de sie haben könnte, dem betreffenden Mann schaden zu wollen. Und Täter verwenden das Narrativ von der rachsüchtigen Frau, um Anschuldigungen gegen sich zu entkräften.

Wie schwierig es oft ist, sich gegen übergriffiges Verhalten zu wehren, kann jede Frau selbst beurteilen, wenn sie ehrlich zu sich ist. Wir alle haben doch schon Situationen erlebt, in denen wir eigentlich den Mund hätten aufmachen müssen und es nicht getan haben. Wie viele anzügliche Sprüche winken wir einfach durch, weil wir keine Lust haben, ständig als prude Spaßbremsen zu gelten. Wie oft stecken wir übergriffiges Verhalten weg, weil wir Angst haben, uns selbst zu schaden, wenn wir es ansprechen oder gar öffentlich machen.

An welchem Punkt sollen Frauen anfangen, sich zu wehren? Wie können sie sich wehren, ohne sich oder ihre Karriere zu gefährden? Wer wird ihnen glauben, und wie wird man mit ihnen umgehen? Sind die zu erwartenden Nachteile am Ende vielleicht größer als die erlittene Demütigung? Nur wer all diese Fragen mit ins Kalkül zieht, bekommt eine vage Ahnung davon, wie komplex dieses Thema ist.

Helfen würde es, wenn auch Männer endlich aufhören würden, ihre übergriffigen Kumpels zu schützen oder gar zu bestätigen. Niemand soll sich mehr als toller Hecht fühlen können, wenn er sich Frauen gegenüber respektlos verhält. Dieses Verhalten muss gesellschaftlich geächtet werden, und zwar gleichermaßen von Frauen wie Männern.



Die Romane der Schriftstellerin und Moderatorin Amelie Fried wurden Bestseller und teilweise auch verfilmt. Ihr neuer Roman „Die Spur des Schweigens“, erschienen bei Heyne, erzählt die Geschichte einer Investigativjournalistin, die einen Me-too-Skandal aufdeckt.

Heute: Alles nur harmlose Flirterei? Schriftstellerin Amelie Fried hat genug von übergriffigen Kerlen



Update  
Von Kathrin Passig

# Frosch und Spork

Ende September verfolgte ich aus der Ferne eine Tagung, die in einem Seminarraum der Uni Essen stattfand. Dort saßen einige der Vortragenden, andere waren über das Videokonferenztool Zoom zugeschaltet. Die im Raum verteilten Mikrofone eigneten sich nicht gut für die Übertragung, so dass das Geschehen vor Ort klang, als würden die Vorträge unter Wasser gehalten. Es gab nur eine Kamera, die manuell auf die jeweils redende Person geschwenkt wurde, wodurch der Umriss dieser Person erahnbar wurde, nicht aber ihr Namensschild. Die Abwesenden hatten ihre eigenen Kameras und Mikrofone und waren daher groß im Bild und leicht zu verstehen. Ihre Namen wurden automatisch angezeigt.

Ich will mich nicht beschweren, das alles war schon ein Fortschritt. Noch vor wenigen Monaten hätte ich entweder nach Essen reisen oder die Tagung ganz verpassen müssen. Aber dass die Zuschalteten besser zu verstehen waren und anwesender wirkten als die klassisch zur Tagung Angereisten, ließ mich wünschen, dass die Veranstaltung nicht „hybrid“, sondern gleich ganz im Netz stattgefunden hätte.

Dasselbe spielt sich derzeit in der hybriden Lehre an Universitäten ab. Schon wenn man ganz traditionell arbeitet, beansprucht die Kombination aus Inhaltsvermittlung, Zeitmanagement, Veranstaltungstechnik und sozialem Geschehen die Aufmerksamkeit der Lehrenden zu 100 Prozent. Bei einer Hybridveranstaltung kommen alle Aufgaben der Onlinelehre hinzu, ohne dass dafür etwas wegfällt. Und bisher zeichnete sich alles, was mit Internet zu tun hat, in Universitätsgebäuden durch verlässliches Nichtfunktionieren aus. Der Aufwand, die Remote-Veranstaltungstechnik in Gang zu halten, ist daher noch höher als der für Bild und Ton vor Ort.

Wenn eine Hochschule Präsenz- und Onlinelehre nicht zeitgleich, sondern abwechselnd anbietet, erzeugt sie andere Konflikte. Liegt zwischen einem Kurs im Hörsaal und einem im Netz keine längere Pause, dann können die Studierenden nicht nach Hause fahren. Sie brauchen einen Arbeitsplatz mit Internet und einer Steckdose, und solche Plätze waren an Universitäten bisher knapp. Es geht bei Onlinekursen auch nicht um schweigenden Konsum – die Beteiligten müssen sich zu Wort melden und an Gruppenarbeit beteiligen können. Manche Unis stellen dafür Hörsäle zur Verfügung. Ursprünglich sollte die digitale Lehre dazu führen, dass die Studierenden eben nicht gemeinsam im Hörsaal sitzen.

Die Situation erinnert an einen Fall, den der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann in seinem Buch „Schmutzige Wäsche“ beschreibt: Ein Ehepaar hat auf Anraten des Sohns einen Wäschetrockner gekauft. Der Mann ist wegen der ehelichen Arbeitsteilung und der Betriebskosten gegen den Einsatz des Geräts. Die Frau möchte keinen Ärger und hat daher einen Kompromiss gefunden: Die Wäsche kommt zuerst kurz in den Trockner und wird dann auf die Leine gehängt. Die



Hier schreibt Kathrin Passig jede Woche über Themen des digitalen Zeitalters. Sie ist Mitbegründerin des Blogs „Techniktagebuch“. [www.kathrin.passig.de](http://www.kathrin.passig.de)

Ihr aktueller Bestseller „Handbuch für Zeitreisende“ (gemeinsam mit Aleks Scholz) ist bei Rowohlt erschienen.

Lesen Sie ihre Kolumnen auch online unter [www.fr.de/update](http://www.fr.de/update)

Lösung wirkt im Rahmen des Systems logisch, auf Außenstehende nicht ganz so überzeugend.

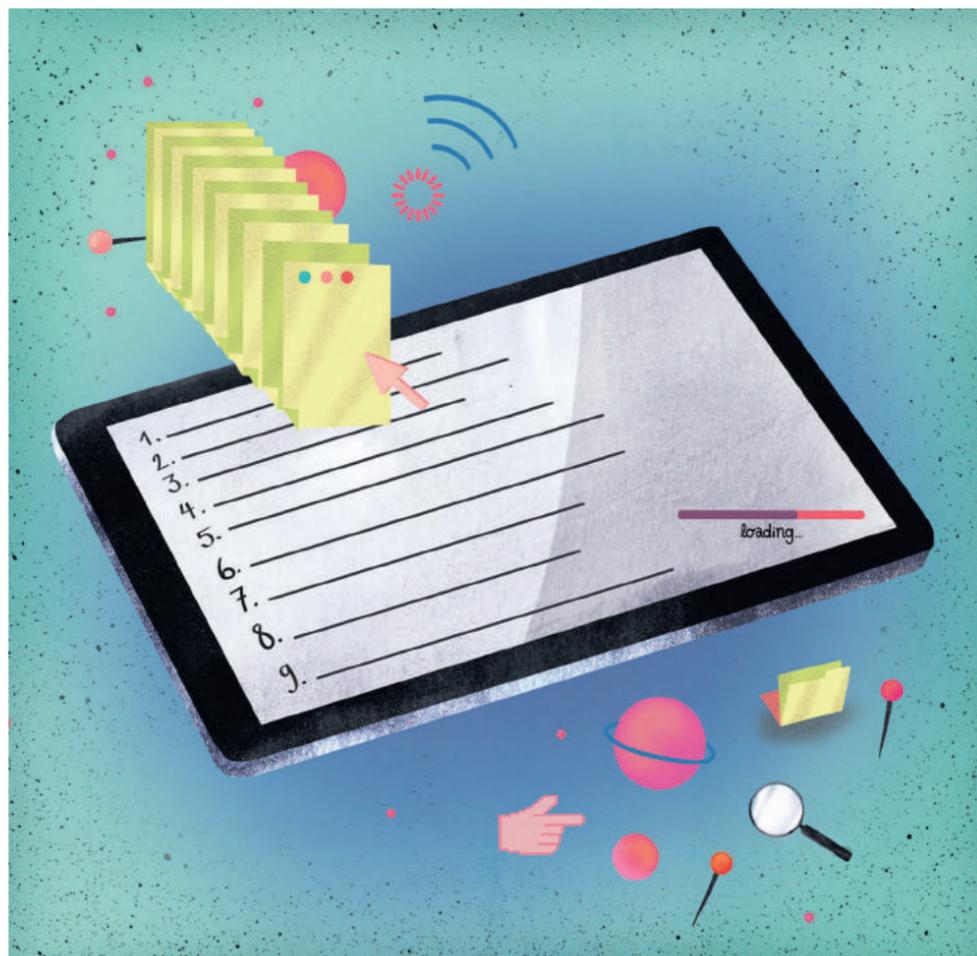
Solche Wäschetrockner sind überall. Im Juli berichtete das Wired-Magazin unter dem Titel „Hybrid Remote Work Offers the Worst of Both Worlds“ über Unternehmen, in denen ein Teil der Angestellten von zu Hause arbeitet. Gemeinsame Räume gleichen unzulängliche Kommunikationsprozesse des Unternehmens aus, indem sie Zufallsbegegnungen und Gespräche an der Kaffeemaschine ermöglichen. Abwesende Teammitglieder werden in solchen Firmen immer Probleme mit dem Informationsfluss haben. Letztlich funktioniert die Zusammenarbeit dort reibungsloser, wo man „remote first“ praktiziert, also alle Unternehmensprozesse auf die Abwesenden abstimmt.

Dass hybride Konzepte das Schlechteste aus zwei Welten vereinen wie in der Wired-Überschrift, ist ein üblicher Vorwurf. Am häufigsten liest man ihn im Zusammenhang mit Autos: Wo ein elektrisches und ein Verbrennersystem verbaut ist, bekommt man auch die Komplikationen und Fehlerursachen beider Systeme.

Andererseits dachte ich um 2003 herum genauso über in Handys eingebaute Kameras und hatte damit unrecht. Außerdem besitze ich einen Spork, ein Zwischending aus Löffel und Gabel, der mir schon oft gute Dienste geleistet hat. Auch der Frosch lebt auf dem Land und im Wasser, ohne dass man ihm daraus einen Vorwurf machen könnte. Irgendwie muss es also möglich sein, funktionierende Hybridsysteme von dysfunktionalen zu unterscheiden.

Es ist vielleicht nicht die günstigste Idee, auf hybride Lösungen zu setzen, nur weil man sich nicht entscheiden will, so wie die Evolution beim Frosch oder die Universitätsverwaltung während einer Pandemie. Zum Problem wird die Hybridlösung aber erst dort, wo eine entscheidende Ressource zu knapp ist: Geld, Ausstattung, Räume, Aufmerksamkeit, Personal, Arbeitszeit. Irgendwas wird dann zwangsläufig weggelassen, und es ist wahrscheinlich nicht das, wogegen man sich gemeinsam entschieden hätte. Außerdem sieht man wie jemand mit sehr merkwürdigen Wäschetrocknungsgewohnheiten aus.

**Hybride Systeme vereinen angeblich das Schlechteste aus zwei Welten. Ist dieser Ruf gerechtfertigt?**



3/7

## Sieben Gründe Michelle gut zu finden



Michelle heißt eigentlich Tanja Hewer und ist eine Sängerin mit Dauerparkschein in den deutschen Schlager-Top-50. Doch auch wer mit dem Genre nichts anfangen kann, sollte die 48 Jahre alte Entertainerin schätzen lernen.

1

Lasst das Magazin „Time“ doch Greta Thunberg und Angela Merkel zur „Person of the Year“ wählen – die Leser der Männerzeitschrift „Maxim“ bestimmten 2006 Michelle zur „Woman of the Year“. Und bekamen in einer der nächsten Ausgaben erotische Fotos zum Dank.

2

2016, „Schlagernacht des Jahres“, Berliner Waldbühne, Michelles Ansprache an das Publikum: „Es gibt ja zurzeit viele Dinge, die nicht so schön sind, aber umso schöner ist es, dass wir heute Abend hier zusammen sind. Darum singe ich für euch jetzt ein schönes Lied.“ Kann man bessere, zeitlosere, tiefere Worte finden für solch einen Anlass? Nein und nochmals nein.

3

Sie macht es nicht des Geldes wegen. „Für mich war Geld nie wichtig. Ich habe sehr viel Geld verdient, es aber nie mit vollen Händen ausgegeben. Im Gegenteil. Ich hatte Steuerberater, die sich darum kümmern sollten. Leider haben sie mein Vertrauen missbraucht.“

4

Privatinsolvenz, Depressionen inklusive Suizidversuch, schwere Kindheit („Ich habe mit 14 Jahren auf der Straße gelebt“), Eröffnung eines Hundesalons: Michelle kennt auch die dunklen Momente. Die Schlagerwelt, kann man bei ihr lernen, besteht nicht nur aus Fransen, Glitzer und Glamour.

5

2006 wurde sie dem Schlager kurzzeitig untreu und sang als Disco-Queen Tanja Thomas 70er-Jahre-Hits. „Es war einfach mein Wunsch, nach 16 Jahren Schlager mal etwas komplett anderes zu machen. Wenn man jahrelang zu Burger King geht, will man irgendwann auch mal McDonald's probieren.“ Nein, so geschmacklich flexibel sind nicht alle.

6

Aber auch dem Schlager selbst verleiht sie eine belebende Farbe. „Ich war ja schon immer der Paradiesvogel, die Tätowierte, die auf die Nase fliegt, die sich trennt und scheiden lässt, drei Kinder von drei Männern. Kurzum, ich habe nie in eine Schublade gepasst“, behauptet sie – obwohl nur 1,54 Meter groß.

7

Neulich im SWR-4-Interview gab sie auf die Frage nach den Berufswünschen für ihre jüngste Tochter eine Lehrstunde in Sachen bedingungsloser mütterlicher Beistand: „Sie möchte Designerin werden, mit sechs wollte sie noch Arielle werden. Ich unterstütze alles, ganz egal, was es ist – und wenn sie auch, ich weiß nicht, Rasenmäherin werden möchte.“

Stefan Schickhaus



Links im Bild: Grasflecken von Gucci.

4/7

## Ich habe Ihnen einen Fummel mitgebracht

Von Manuel Almeida Vergara

**E**igentlich kenne ich mich im Sortiment von Gucci ein wenig besser aus als er. Ich würde sogar sagen, ganz generell erreichen mich modische Neuerungen früher. Über die Designerjeans mit Grasflecken aber hat mich mein Vater informiert. Im Radio hatte er davon gehört, in einem dieser despektierlichen Beiträge natürlich, deren Anklang zwischen Empörung und Einfältigkeit changiert. Auch hier aber verbietet sich jeder Modepessimismus, ist doch der Fleck als solcher ein durchaus interessantes Stilmittel – eben weil er nie nur dieses war.

Herkömmlich betrachtet ist der Fleck ja meist ein Ärgernis. Wer einmal im weißen Hemd Makaroni Napoli gegessen hat, wird das genauso wissen wie Bill Clinton, den ein Fleck beinahe das US-Präsidentenamt gekostet hätte. Kulturhistorisch betrachtet aber scheint der Fleck gelegentlich sogar erwünscht. Nicht nur im *lus primae noctis* steht etwa der Blutfleck auf dem Laken in manch sexistischer Tradition. Und das Schweißtuch der Veronika wird samt Jesu Flecken im Petersdom noch heute aufbewahrt.

Von der Gucci-Jeans, auf die mittels ökologischer Waschung künstliche Grasflecken aufgetragen wurden, ist das natürlich weit entfernt. Als dekadente Spinnerei lässt sie sich trotzdem nicht vollends abtun. Dem Zerstörungswahn Alessandro Micheles, der in dieser Saison neben den Flecken auch die Fetzen fokussiert, liegen schließlich interessante Phänomene zugrunde. Der Gucci-Chefdesigner ist ja nicht der Erste, der Schmutz und Schmiere inszeniert. Zerrissene Jeans und Fleckenshirts haben sich ausgehend von den Sub- und Jugendkulturen des Punk und Grunge bis auf den Laufsteg vorgekämpft. Das ist komplex, weil so aus dem Aufbegehren ein Begehren wurde,

und die kaputte Buxe das Establishment nicht mehr als Ansage, sondern als Angebot erreicht. Zudem schlägt sich die textile Destruktion auch in konzeptionellen, ja intellektuellen Gestaltungsansätzen nieder – im Dekonstruktivismus der späten 1980er und frühen 1990er etwa – von Margiela über Yamamoto bis hin zu Comme des Garçons. Und war nicht die Zersetzung des Schönen immer eine verlässliche Spielart der Kunst?

Geradezu augenscheinlich aber ist die Parallele zwischen den Grasflecken und einer ganz aktuellen Tendenz. Mit seinem Jeansmodell, das Michele für diesen Herbst schon vor einigen Monaten entwickelt haben muss, nahm der Designer im Grunde den pandemiebedingten „Cottagecore“-Trend vorweg, der die gemeingültige Garderobe für den Urlaub daheim umfasst. In sozialen Medien jedenfalls wird nicht nur das demonstrative Zuhausebleiben, sondern auch die Fähigkeit zum heimischen Gartenbau vermehrt bebildert, passende Arbeitskleidung inbegriffen.

Mein Vater übrigens hat auch eine Gartenjeans. Die ist aber nicht von Gucci. Dafür sind die Grasflecken echt.



Sehr selten trägt auch Manuel Almeida Vergara fleckige Kleidung – etwa wenn er Wände streicht oder seinem Vater im Garten hilft.

5/7



KLAUS ENGEL

## Mach's dir selbst

Sandra Danicke entdeckt Alltagsprovisorien

Es gibt Menschen, deren Gläser sind immer halbleer. Und es gibt Optimisten, die es verstehen, auch aus unschönen Gegebenheiten das Beste zu machen. Wenn es regnet, freuen sie sich, dass endlich mal die schicken Gummistiefel zum Einsatz kommen, und wenn der Fernseher kaputt ist, legen sie sich frohgemut mit einem dicken Buch auf die Couch. Bei Klaus Engel war es das alte Nokia-Klapphandy, das plötzlich auf dem Frontdisplay einen merkwürdigen Fleck aufwies. Statt sich zu ärgern und das altgediente Mobiltelefon durch ein neues zu ersetzen, freute sich der FR7-Leser über das ausgefallene Design der organischen Form – zumal sich der bunte Fleck täglich aufs Neue verändert. Wer hat das schon? Als dann auch noch die Klappfunktion nachließ und das Handy sich nicht mehr schließen ließ, fand Herr Engel ein farblich passendes Gummiband, „das nun die Funktion der altersschwachen Klappspirale übernimmt“. Einzigartig!

Sie haben auch ein Provisorium in Ihrem Alltag? Schicken Sie uns ein Foto unter [FR7@fr.de](mailto:FR7@fr.de). Die besten werden veröffentlicht.

6/7

## Sie kriegen es gebacken Eischwer-Kuchen

Von Regine Stroner

In alten Backbüchern kommt er noch vor: der Eischwer-Kuchen. Sagt Ihnen nichts? Das heißt, dass sich die Zutatenmenge immer nach dem Gewicht der Eier richtet. Die werden zuerst abgewogen, dann orientiert sich die Menge der anderen Bestandteile danach. Das hatte früher durchaus Sinn, denn von genormten Eiern in verschiedenen Gewichtsklassen war man weit entfernt. Eier waren das einzige Triebmittel, das Backpulver war noch nicht erfunden, deshalb spielte die Eiermenge eine wichtige Rolle. Die einfachste Variante dieses Kuchens konnte ich schon als Kind backen, alle Zutaten mussten genauso viel wiegen wie vier Eier. Dem Kuchen bin ich bis heute treu geblieben. Eier der Klasse M können zwischen 53 und 63 g wiegen, Größe L schwankt von 63 bis 73 g. Das macht bei meinem Viereierrezept schon einen Unterschied von 80 Gramm. Wiegen Sie also die vier Eier ab, und genau diese Menge brauchen Sie von den übrigen Zutaten. Kann man sich wunderbar merken!

### Zutaten

Für eine Springform von 26 cm Durchmesser: 4 Ei-

er, abgewogen; dem Eiergewicht entsprechende Menge zimmerwarme Butter, Zucker und Mehl; 1 gute Prise Meersalz; Biozitrone oder Vanilleschote; 2 EL Sahne

### Zubereitung

Die Butter sollte wirklich zimmerwarm sein, damit sie sich schön cremig rühren lässt. Diese Aufgabe übernehmen die Rührbesen des Handrührgeräts oder die Küchenmaschine, 3-4 Minuten kann das dauern. Die Butter wird dabei immer heller. Zucker in die Teigschüssel dazuschütten, Eier hineinschlagen und die Prise Salz zufügen. Dann noch mal volle Power einstellen und weitere zwei



SEBASTIAN SCHMELZ

Regine Stroner schreibt Kochbücher, gibt Workshops und zeigt ihr Können auch im Fernsehen. Gemeinsam mit ihrem Mann führte sie einen feinen Gasthof in Hohenlohe.

Minuten kräftig durchrühren. Wer will, kann die abgeriebene Schale einer halben unbehandelten Zitrone dazugeben. Oder den Teig mit dem ausgeschabten Mark einer halben Vanilleschote würzen. Jetzt wird der Backofen eingeschaltet und auf 180 Grad (bei Umluft 160 Grad) vorgeheizt. Die Springform gründlich mit etwas Butter einfetten und mit Mehl ausstäuben oder nur den Boden mit Backpapier auslegen. Dann kommt das Mehl zur Crememasse, das aber nicht mehr auf höchster Stufe und auch nicht lange untergerührt werden sollte. Sekundentaste bei der Küchenmaschine drücken oder den Handrührer auf kleinste Stufe stellen und nur so lange rühren, bis sich das Mehl gut verteilt hat. In die Springform füllen und mit einem nassen Löffel oder Teigschaber glatt streichen. Die Oberfläche mit Sahne bepinseln. Den Kuchen im heißen Ofen (mittlere Schiene) ca. 45 Minuten backen, danach ein wenig abkühlen lassen, aus der Form lösen und auf einem Kuchengitter vollkommen auskühlen lassen. Gut verpackt hält er sich an einem kühlen Ort mindestens zwei bis drei Wochen.

7/7

## Hier kommen Tiere Meereskünstler

Der Weißflecken-Kugelfisch betreibt einen kolossalen Aufwand, um die Damenwelt zu beeindrucken. Er nutzt seine Flossen dazu, Sand am Meeresboden aufzuwirbeln, ihn in stunden-, gar tagelanger Arbeit zu durchpflügen und zu kreisförmigen Schlieren und Dünen zu formen. So entsteht eine Art überdimensionales Nest, etwa zwei Meter im Durchmesser; das Fischlein selbst wird

kaum 50 Zentimeter groß. Sein Gebilde ist verblüffend symmetrisch, ein Kornkreis des Meeres, einem Mandala auch nicht unähnlich, wobei kein Mensch weiß, zu welchem Gott diese Kreatur betet. Aber bisweilen wird er erhört: Fühlt sich ein Weibchen angelockt, paaren sie sich, meist nur kurz, mitten in seinem Werk. Die Strömung spült es schließlich hinfort – denn alles ist vergänglich. *osk*



## Einer geht noch!

